

26]

## Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Die Frau sagte kein Wort darüber. Aber am folgenden Morgen stand sie schon früh um acht Uhr reisefertig in der Stube. Sie sprach nur davon, daß sie zum Kreil gehe. Es müssen nicht aus einer bösen Sache zwei werden. Leben müsse man nachher doch.

Nachdem sie gegen Abend wieder zurückgekehrt war, zeigte es sich bald, daß sie in der Zwischenzeit mehr als nur eine Arbeit bewältigt hatte. Beim Zunachten, während ich in der Scheune das Kurzfutter mischte, sah ich den Torbrunner-Noldi im Sonntagsgewand, die brennende Zigarre im Munde, auf unsere Haustüre zukommen. Beim Abendessen saß er breit und mit vergnügtem Gesicht am Tische, er tat ganz so, als wäre mit ihm ein Geschenk von Gott ins Haus gekommen, und als hätte er nie einen unredlichen Gedanken gehabt.

Der Zeigerhanß war sehr kleinlaut. Die Frau gab beständig acht auf ihn, sie war sichtlich in Angst, er möchte durch ein unbedachtes Wort wieder alles aufs Spiel setzen.

Aber er nahm sich zusammen. So viel ich hören konnte, wurde an diesem Abend abgemacht, daß schon am nächsten Sonntag die Ringe gewechselt und dann nach Ostern Hochzeit gemacht werde. Nachher sollte der Noldi ins Oberdorf auf das Gütlein kommen, da ja sein Bruder Heinrich nun wahrscheinlich den Torbrunnenhof übernehme, und da es, wie der Noldi selber gestand, schade wäre, wenn so ein schönes Heimlein später verkauft werden müßte. Frida sagte zu allem ja; aber so, wie wenn es sie wenig oder nichts angehe.

So war jetzt also bereits ein Erfahmann für mich da; und dazu einer, der mir das Beggehen aus dem Hause des Zeigerhanß nicht schwerer machte. Mein Meister gab sich Mühe, ein geeignetes Mädchen irgendwo auf der Steig für mich aufzutreiben und fand ein solches bei einem Altersgenossen auf dem Hofe Stillengrüt.

Als es nach Ostern ans Abschiednehmen ging, war es mir nicht anders zu Mute, als wenn ich aus dem Elternhause scheiden würde. Frida schenkte mir als Andenken sechs Kaschtücher, auf die sie meinen Namen sauber mit Kreuzstichen genäht hatte. Sie scherzte noch, wer ihr nun die Briefe besorgen müsse, wenn ich nicht mehr da sei? Aber ich sah wohl, daß es ihr nicht ums Scherzen war.

Der Zeigerhanß begleitete mich bis gegen den Stelzenhof hinaus. Er gestand mir, daß er sich nicht so recht auf die Hochzeit freue; halt wegen der vielen Arbeit, die es gebe. Er sprach zu mir, recht zu tun und aufs Geld acht zu halten. Zum Schluß sagte er, indem er auf das sonnenbeschienene Höflein hinüberwies: „An das andere wirst Du ja schon denken.“

### Der Hoffnungsbund. Das Lebkuchenherz.

Stillengrüt ist ein Weiler mit fünf Heimwesen, er liegt etwa eine Viertelstunde weit hinter den Wäldhöfen an der wenigbegangenen Straße von Steig nach Zimmerwald. Für gewöhnlich sagt man „in der Stilli“; früher soll es dort „im Tod“ geheißnen haben. Man redet den Stilli-Leuten nach, daß sie in der Einöde das Sprechen verlernt hätten und daß jeder, der es mehr als zwei Jahre neben ihnen aushalte, auch seinen Zick (leichte Anstredung) mitnehme. Der Schuhmacher Raps erklärte sich diese sonderbare Eigenschaft nach seiner Weise. Er meint, die Stillengrüter werden schon wissen, warum ihnen das Reden Mühe mache. Es sei zu viel da, und da behalten sie lieber alles für sich, als daß sie zu reden anfangen und dann nicht mehr aufhören könnten.

Mein Meister, der Garbenbauer, ging fast jeden Sonntag zur Kirche. Nicht wegen des Glaubens, wie er ausdrücklich betonte, sondern bloß wegen der Andacht. Und weil es ihm der neue Parrer treffen könne, der manchmal auch auf der Erde sei, nicht immer bloß im Himmel. Im übrigen machte er der Nachrede alle Ehre, ja er setzte den Stilli-Leuten gewissermaßen die Krone auf. Seine Zunge schien zu Zeiten wirklich gefroren zu sein, es konnte Tage und Wochen geben, wo er sich auch für die allernotwendigsten Anweisungen mit der Zeichensprache oder mit einer Handbewegung behalf. Da seine Frau für gewöhnlich auch nur dann redete, wenn sie ihm

Antwort geben mußte, und da sich außer uns nur noch eine halb taube Magd auf dem schmalen Höflein befand, war ich in meiner neuen Umgebung keineswegs in Gefahr, viele ungeräumten Dinge zu hören. Der Garbenbauer richtete es, wenn immer möglich, so ein, daß jeder der vier Hausgenossen seine Arbeit an einem besonderen Orte zugeteilt bekam. Er erklärte mir einmal in einer Anwandlung von Leutseligkeit, daß er hierfür seinen bestimmten Grund habe. So im Hausen zu leben, sei nicht für alle Menschen. Wenn er beim Hacken, beim Mähen und Holzen allein sei, so habe er mehr Genuß von sich selber, als wenn ihm ein anderer immer in seine Gedanken hineinschwaze. Und er meine oft, wenn zwei so einen ganzen lieben Tag lang miteinander geschnorrt und gepapelt hätten, müßten sie des Nachts im Bett an der Herzleere sterben.

Da im übrigen auf dem Garbenhofe gut zu leben war und mir mein Meister schon nach dem ersten Monat mit dem Lohn um einen Franken in der Woche stieg, dachte ich gar nicht daran, mich sobald nach einem andern Dienst umzusehen. Wenn ich dem Zeigerhanß begegnete, rühmte ich, daß es mir gut gehe. Er seinerseits berichtete mir, daß sich der Noldi gut anlasse, besonders im Schaffen. Wenn man ihm halt nur nicht hätte nachlaufen müssen. Das gebe der Frida immer noch ein wenig zu studieren.

Im Stillengrüt war ein lieber Schulkamerad daheim, Konrad Tischberger, den ich schon seit längerer Zeit vor allen meinen Altersgenossen innerlich bevorzugt hatte, und der meine aufrichtige Zutraulichkeit in vollem Maße erwiderte. Wir machten fast jeden Sonntagnachmittag zusammen einen kürzeren oder längeren Spaziergang durch die Höfe, oder walzten gemächlich über Steig und Trüb nach dem Städtchen Krien hinab, wo wir uns ein besonderes Fest daraus machten, sämtliche in den verschiedenen Schaufenstern der Marktstraße ausgebreiteten Herrlichkeiten der Reihe nach gründlich zu besichtigen, unser Urteil über dies und das abzugeben, sowie an Hand der angelegten Preise eine ungefähre Schätzung der Warenbestände vorzunehmen.

Ein andermal wieder zog es uns nach der Zimmerwalder Seite. Wir durchstreiften den großen Chrikoner Staatswald nach allen Richtungen, sahen uns fremde Wiesen und Ackerzungen an und bestärkten uns gegenseitig in der verständig geäußerten Ansicht, daß solche Bummelfahrten einem nach der Wochenarbeit sehr gut bekämen. Wenn immer das Wetter leidlich war, wurde jeweilen gleich nach dem Mittagessen ausgerückt. Selbst der Gang zum Lesen vermochte mich nicht zurückzuhalten, obgleich mir auf dem Garbenhöflein mehrere Bücher und eine Schicht von über sechzig im Lauf der Jahre angefallenen Kalendern zur Verfügung standen. Dieser Genuß konnte mir ja nicht entinnen; ich sparte mir hierfür den Feierabend und manche liebe Nachtstunde aus. Der unbändige Wunsch der Herzen, das Verlangen der Augen nach einem Blick in fremdes Leben und Tun hinein, hunderterlei heimliche Gelüste wurden auf diesen kurzen Bummelfahrten gestillt. Im Gegensatz zu meinen früheren Ausgehungen fand ich jetzt oft, daß die Welt eigentlich fast nicht schöner und kurzweiliger hätte geschaffen werden können. Die kurze Einkehr in irgendeinem bescheidenen Wirtshause bedeutete für uns jedesmal ein ernsthaftes Ereignis, über das vorher ausgiebig beraten und hin- und hergeredet wurde. Wir lauschten andächtig den Gesprächen älterer Bauern zu, fast als ob jedes Wort ein Evangelium wäre, das sie vom Wetter, über Gemeindegangeheiten oder über irgendeine weltbewegende Begebenheit zusammen sprachen, und hatten keine geringe Meinung von uns selber, wenn wir beim Zahlen ein blankes Frankenstück hinlegen konnten. Mit offen zur Schau getragener Geringschätzung klaubte jeder die herausbekommenen Nickeltücke wieder in sein Beutelschen zusammen.

Es bestand damals zwischen mir und Konrad Tischberger unausgesprochen ein enger Bund, der den Namen Hoffnungsbund verdient hätte, wie denn unser beider Dasein zu jener Zeit stark im Zeichen der Hoffnung stand. Manchmal auf den verlassenen Spaziergängen, insbesondere auf dem Heimwege, tauten unsere Seelen unmerklich auf und wir ließen uns gegenseitig unsere Zukunftsgärten sehen. Ich bekannte ihm, daß es mir mit meinem Leben, mit meinem Schaffen und Sparen ausschließlich um den Stelzenhof zu tun sei, weil

der doch einmal unserer Familie gehört hätte. Natürlich nahm ich ihm nachträglich das heilige Versprechen ab, mein Geheimnis keinem Menschen zu verraten und traute ihm auch ganz bestimmt zu, daß er es für sich behielt. Ebenfogut, wie ich es als ein Verbrechen betrachtet hätte, von seinem Heiratsplan, den er mir unter gleichen Vorbedingungen anvertraute, etwas laut werden zu lassen.

Wir hatten nämlich beide die Hauptbücher unseres Lebens im Entwurf so ziemlich abgeschlossen und alles bis in die kleinsten Einzelheiten hinein zum Voraus festgelegt. Konrad hatte im Sinn, jetzt noch allererst etwa acht Jahre daheim zu schaffen. Bis dahin, führte er aus, würde man dann sehen, ob mit dem Breneli Kleiner im Hintertobel etwas los sei. Ihr Vater, der Samuel Kleiner, habe ja schon das vierundsiebzigste zurückgelegt und er werde von seiner zweiten Frau, die doch fast noch ein Kind sei, wohl schwerlich mehr zu taufen bekommen. Da könne sich einer bei dem Breneli als einziger Tochter dann hübsch einheiraten. Natürlich, für den Fall, daß sie sich schlecht herausmachen würde, wolle er sich freie Hand behalten. Denn eine Häßliche würde er um kein Geld nehmen; man müsse so ein erheiratetes Gesicht immerhin nachher fast die ganze Zeit vor Augen haben, und wenn einmal erst der Aberwille da sei, so könne so etwas einem sogar bei Tisch die Lust am besten Essen verderben.

Wenn wir auf meine Entwürfe und Pläne zu sprechen kamen, so war Konrad Tischberger jederzeit bereit, sein Gutachten in weitgehendstem Sinne abzugeben. Er war der Meinung, der Hubacher werde trotz seines Alters den Stelzenhof noch wenigstens zehn oder zwölf Jahre halten. Seine Frau glaube nämlich trotz des gedruckten Zettels heute noch nicht, daß der Franz in Amerika wirklich gestorben sei. Und die Hubacherin sei bekanntlich zäher als dem Teufel seine Werktagsschuhe, die würde noch ohne Zähne Roßnägeln zerbeißen. Also müßte es denn doch an mir fehlen, wenn ich nicht bis zur rechten Zeit etwas auf der Seite hätte. Und ganz sicher werde es mir dann ein Spaß sein, eine brave und schaffige Frau zu finden. Im Notfall wolle er mir ganz gern Anleitung geben. Er sehe es nämlich jedem Mädchen auf eine Stunde weit an, ob es einen Burschen möge oder nicht. Vorläufig brauche ich wegen dieser Sache nicht ungeschlafen zu liegen, ja es wäre geradezu lächerlich, sich hierüber Sorgen zu machen, man dürfe nur an den Vers denken, den der Steinhofser-Karli jeden Morgen beim Kopfsuchen singe:

Wer freien will, mag warten,  
Es schneit ihm Jungfern in Garten,  
Es schneit ihm das Glück in Keller hinein,  
Gansel, mußt nicht ängstlich sein!

(Fortsetzung folgt.)

## Bauer und Soldat.

Von Maxim Gorki.

Vor der Tür einer weißen Kantine, die hinter einem alten Weinberg hervorlugt, im Schatten des schweren, von Winden und kleinen Chinerosen durchwebten Weinaubs sitzen der Maler Vincenzo und der Schlosser Giovanni bei einer Flasche Wein. Der Maler ist klein, gedrungen und hat eine schwarze Gesichtsfarbe; aus seinen dunklen Augen leuchtet das weiche, sinnende Lächeln des Träumers; seine glattrasierte Oberlippe und die Wangen haben eine bläuliche Farbe, und doch gibt dieses Lächeln dem Gesicht etwas Kindliches und Naives. Der Mund ist klein und zart wie der eines Mädchens, die Hände sind schmal und fein; die gelentigen Finger spielen mit einer goldfarbenen Rose, die er mit geschlossenen Augen an die vollen Lippen preßt.

„Vielleicht . . . ich weiß nicht . . . vielleicht . . .“ spricht er leise und schüttelt den feinen Kopf, dessen rötliche Locken auf die hohe Stirn herabfallen.

„Na, ja, je höher nach Norden, desto energischer werden die Menschen!“ behauptet Giovanni, ein breitschultriger Junge mit einem großen Kopf und schwarzen Locken. Sein Gesicht ist kupferrot, die Nase von der Sonne verbrannt und mit weißen Schuppen bedeckt; die Augen sind groß und gutmütig wie die eines Stiers und an der linken Hand fehlt der Daumen. Die braunen Finger mit den stumpfen Nägeln umspannen das Weinglas, und er fährt mit seiner Bassstimme fort:

„Mailand und Turin sind treffliche Werkstätten, wo neue Menschen geformt und wo ein neuer Geist geboren wird. Nur noch kurze Zeit — und die Welt wird anständig und vernünftig sein!“

Ringsum funkeln die blauen und goldenen Blüten, flammende Strahlenbündel flimmern in der Luft, im durchsichtigen Glas der Flasche und der Schalen funkelt der Almanditwein, von ferne dringt das sanfte Gurgeln der Meereswellen herüber.

„Ach, lieber Vincenzo,“ sagt der Schlosser mit breitem Lächeln, „beschreibe doch mal mit Versen, wie ich Sozialist geworden bin, Du kannst das ja doch so gut.“

„Nein,“ sagt der Maler, während er Wein in die Schalen gießt und dem roten Strahl zulächelt, „Du hast mir diese Geschichte niemals erzählt. Die Haut sitzt Dir so fest auf den Knochen, daß ich stets dachte, Du wärst in ihr geboren!“

„Ich wurde nackt und dumm geboren, wie Du und alle anderen Leute; in der Jugend schwärmte ich von einer reichen Heirat; während der Militärzeit büffelte ich, um das Offiziersexamen abzulegen, erst als ich dreißig Jahre alt geworden war, erkannte ich, daß nicht alles auf der Welt gut ist und daß man sich schämen muß, dahinzuleben wie ein Dummkopf!“

Der Maler stützte den Ellbogen auf den Tisch, bog den Kopf zurück und blickte zum Berge empor, wo hart am Abhange gewaltige Fichten stehen und ihre mächtigen Zweige schütteln.

„Wir, das heißt unsere Kompanie, wurden nach Bologna geschickt, wo Bauernunruhen ausgebrochen waren. Die einen verlangten eine Herabsetzung des Pachtzinses, die anderen jammerten und forderten eine Lohnerhöhung, und diese wie jene schienen mir im Unrecht zu sein, denn, so dachte ich, was sind das für Dummheiten: die Herabsetzung der Pachten und die Steigerung der Löhne müssen doch Grundbesitzer ruinieren! Mir als Städter erschienen diese Forderungen unsinnig, und ich war um so wütender, als wir bei der Hitze fortwährend aus einem Ort in den anderen gehetzt wurden und in der Nacht Wachtdienst leisten mußten. Diese Bauern, siehst Du wohl, zerbrachen die Maschinen der Gutsherren und fanden Gefallen daran, das Getreide in Brand zu setzen und alles Hab und Gut der Grundherren zu zerstören.“

Er trank langsam seinen Wein aus und fuhr immer lebhafter fort:

„Sie gingen wie die Schafe in dichten Haufen über die Felder, stumm, ernst und drohend. Wir trieben sie auseinander, drohten ihnen mit unseren Bajonetten und stießen sie zuweilen mit den Kolben; sie aber zerstreuten sich ohne Furcht und Hast nach allen Richtungen, um sich gleich darauf wieder zu sammeln; es war langweilig wie bei einer Messe, und die Sache schleppte sich von Tag zu Tag hin wie ein Fieber. Unser Unteroffizier Luoto, ein braver Junge aus den Abruzzen, der gleichfalls ein Bauer war, quälte sich sehr: er sah gelb und abgemagert aus und sprach nicht nur einmal zu uns:

„Es steht schlecht, Jungens. Gott verfluche mich! Man wird wahrscheinlich schießen müssen!“

Dieses Gefräche verdarb unsere Stimmung noch mehr. Hierzu kam noch, daß hinter jeder Ecke, an jedem Hügel oder Baum die Köpfe der eigensinnigen Bauern auftauchten, deren böse Blicke uns von allen Seiten betasteten. Die Leute kamen uns natürlich nicht besonders freundlich entgegen.“

„Trink doch!“ sprach der kleine Vincenzo und schob dem Gefährten ein volles Glas zu.

„Hab Dank und ein Hoch auf die tapferen Leute!“ rief der Schlosser mit seinem dröhnenden Daß, trank den Wein aus, wischte sich mit der Hand den Schnurrbart und fuhr fort:

„Eines Tages stand ich auf einem kleinen Hügel an einem Olivenhain und bewachte die Bäume, die von den Bauern beschädigt worden waren. Am Fuße des Hügels arbeiteten zwei Männer, ein Greis und ein Jüngling, sie gruben einen Graben. Es war heiß, die Sonne brannte, daß man sich wünschte, bei den Fischen zu sein; ich starb vor Langweile und betrachtete wütenden Blickes die Bauern. Um die Mittagstunde stellten sie die Arbeit ein und holten Brot. Hol Euch der Teufel, denke ich. Plötzlich spricht der Alte, der mir bis dahin keinen Blick zugeworfen hatte, einige Worte zu dem Jungen. Dieser schüttelt ablehnend den Kopf, worauf der Alte ihm laut und böse zurief: Geh! Der Junge kommt mit dem Weinkrug in der Hand auf mich zu und spricht nicht sehr freundlich: „Der Vater glaubt, Sie wollen trinken und bietet Ihnen Wein an!“ Es war eine dumme Situation, aber schließlich war's doch angenehm. Ich lehnte ab und nickte dem Alten dankend zu, worauf dieser, mit einem Blick zum Himmel, bemerkte: „Trinken Sie nur, Signor, trinken

„Sie! Wir bleken diesen Trunk dem Menschen und nicht dem Soldaten und hoffen ja gar nicht, daß unser Wein den Soldaten besser machen wird!“ Sol dich der Teufel mit deinen bissigen Bemerkungen, dachte ich, trank drei Schluck Wein, bedankte mich, und die beiden da unten begannen ihre Mahlzeit. Bald darauf wurde ich von dem Salertiner Ugo abgelöst, dem ich leise zuflüsterte, die beiden Bauern seien brave Leute. Am Abend desselben Tages, als ich vor der Scheune Wache stand, fiel mir ein Dachziegel auf den Kopf, wobei mein Kopf zwar nur wenig, dafür aber meine Schulter so stark verletzt wurde, daß mir die linke Hand wie leblos vom Rumpfe herabhing.“

Der Schlosser lachte mit weitgeöffnetem Munde und zusammengekniffenen Augen laut auf.

„Dachziegel, Steine und Stöcke,“ rief er lachend, „hatten damals an jenem Orte die Eigenschaft lebender Wesen erlangt, und diese Eigenmächtigkeit der unbelebten Gegenstände war die Ursache, daß unsere Köpfe mit recht kräftigen Beulen bedacht wurden. Es brauchte nur irgendwo ein Soldat zu stehen oder vorüberzugehen, so sprang plötzlich ein Knüttel vom Boden auf oder es fiel ebenso unerwartet ein Stein vom Himmel herab. Wir waren darüber natürlich wütend!“

Die Augen des kleinen Malers nahmen einen traurigen Ausdruck an, das Gesicht wurde blaß, und er sprach leise:

„Man schämt sich stets, solche Dinge zu hören . . .“

„Was soll man tun? Die Menschen nehmen nur langsam Vernunft an. . . Ich rief also um Hilfe, und man brachte mich in ein Haus, wo schon ein anderer lag, der im Gesicht von einem Stein verletzt worden war. Ich fragte ihn, wie sich das zugetragen hatte, worauf er mir mit grimmigem Lächeln entgegnete: „Ein altes Weib, Kamerad, eine alte graue Hexe hat mich verletzt!“ Hat man sie verhaftet? fragte ich. „Ich habe gesagt, ich wäre selbst hingefallen und hätte mich verletzt. Der Kommandeur glaubt mir nicht, ich sah es an seinen Augen. Aber nicht wahr, man kann doch nicht eingestehen, daß man von einem alten Weib verletzt worden ist, he? Teufel noch mal, es geht ihnen selbst an den Kragen, da versteht es sich von selbst, daß sie uns nicht leiden mögen.“

So, so! dachte ich. Bald darauf erschien der Arzt in Begleitung zweier Damen. Die eine war sehr schön, eine Blondine und offenbar Venezianerin, der anderen entfinne ich mich nicht mehr. Sie untersuchten meine Wunde, die natürlich nur unbedeutend war, legten mir einen Verband auf und entfernten sich.“

Der Schlosser runzelte die Stirn, verstummte und rieb sich kräftig die Hände; der Gefährte goß wieder die Gläser voll und hob die Flasche in die Höhe, und der Wein funkelte in der Luft wie ein roter lebendiger Strahl.

„Wir beide setzten uns ans Fenster,“ fuhr der Schlosser finster fort, „und zwar so, daß die Sonne uns nicht beleuchtete. Plötzlich vernahmen wir die zarte Stimme der Blondin, die mit der Freundin und dem Arzt durch den Garten ging. Sie sprachen französisch, was ich recht gut verstehe.“

„Haben Sie bemerkt,“ sprach sie, „was für Augen er hat? Er ist natürlich auch ein Bauer und wird vielleicht, wenn er die Uniform ausgezogen hat, gleichfalls Sozialist werden, wie alle bei uns. Und Leute mit solchen Augen wollen die ganze Welt erobern, das ganze Leben umgestalten, uns wegzujagen und alles zerstören, nur damit eine blinde, langweilige Gerechtigkeit triumphieren!“

„Dumme Kerls!“ bemerkte der Arzt. „Halb Kinder, halb Tiere!“

„Tiere — ja, aber was finden Sie Kindliches an ihnen?“

„Ach, diese Träume von der allgemeinen Gleichheit . . .“

„Stellen Sie sich das einmal vor: ich soll diesem Burschen mit den Stieraugen und dem anderen mit dem Vogelgesicht gleichgestellt werden! Wir alle: Sie, ich, meine Freundin — wir sollen mit all diesen Leuten mit dem Mebejerblut auf einer Stufe stehen! Mit diesen Leuten, die man nur dazu verwenden kann, um ähnliche Leute wie sie, das heißt ebensolche Tiere, zu bändigen . . .“

Sie sprach noch lange und mit großer Leidenschaft weiter. So, Signora? dachte ich. Es war nicht das erste Mal, daß ich sie gesehen hatte, und Du weißt doch, daß niemand mit einer solchen Leidenschaft an das Weib denkt wie der Soldat. Ich hatte sie mir sanft, flug, gutherzig vorgestellt, und ich war von der Vorstellung durchdrungen, die Aristokraten ständen in geistiger Hinsicht hoch über allen anderen Menschen.“

Ich fragte meinen Kameraden, ob er diese Sprache verstände. Nein, er verstand sie nicht. Ich übersetzte ihm hierauf

die Worte des blonden Fräuleins. Der Junge geriet in eine fürchterliche Wut und zwang wie ein Teufel im Zimmer umher, wobei sein eines nicht verbundenes Auge Blitze schleuderte. „So, so!“ murmelte er. „Sie nutzt mich bloß aus, ohne mich für einen Menschen zu halten! Um ihretwillen lasse ich mich in meiner Menschenwürde kränken, und sie streitet sie mir überhaupt ab! Um ihr Eigentum zu schützen, setze ich das Heil meiner Seele auf das Spiel.“

Er war ein kluger Bursche und fühlte sich wie ich auf das tiefste verletzt. Am folgenden Tage sprachen wir bereits ohne jede Rücksicht von der Dame, während Luoto nur brummte und uns den Rat gab: „Nehmt Euch in acht, Kinder! Vergeht nicht, Ihr seid Soldaten, es gibt noch etwas wie Disziplin!“

Nein, das vergaßen wir nicht. Aber sehr viele von uns, oder ehrlich gesagt, fast alle wurden taub und blind, und die Bauern, diese braven Kerle, nutzten unsere Taubheit und Blindheit vortrefflich aus. Sie gewannen den Kampf. Sie hielten sich uns gegenüber ausgezeichnet; die Blonde hätte viel von ihnen lernen können, so z. B., wie man ehrliche Leute achten muß. Als wir den Ort verließen, den wir mit der Absicht, Blut zu vergießen, betreten hatten, erhielten viele von uns Blumen geschenkt. Als wir das letzte Mal durch das Dorf marschierten, wurden wir nicht mit Steinen und Dachziegeln, sondern mit Blumen überschüttet. Ja, mein Freund, und ich glaube, wir haben es verdient. Ein unfreundliches Willkommen läßt sich leicht vergessen, wenn einem ein guter Abschied bereitet wird.“

Er lachte fröhlich:

„Das mußt Du in Verse bringen, Vincenzo . . .“

Der Maler wiegte nachdenklich lächelnd das Haupt

„Ja, das würde sich vortrefflich für eine kleine poetische Erzählung eignen. Ich denke, das könnte mir gelingen. Wenn man über die fünfundsiebenzig hinaus ist, ist man ein schlechter Dyrker.“

Er warf die welke Blüte, die er in der Hand hielt, weg, pflückte eine neue und fuhr fort:

„Hat der Mensch den Weg durchschritten, der von der Mutterbrust bis zur Brust der Geliebten führt, so muß er weiter, zu einem anderen Glück fortschreiten. . .“

Der Schlosser schwieg und schüttelte den Wein im Glase durcheinander. Unten, hinter den Weinbergen, rauschte leise das Meer. Blumenduft schwimmt in der heißen Luft.

„Diese Sonne macht uns zu faul und zu weich,“ murmelte der Schlosser.

„Die lyrischen Gedichte wollen mir nicht mehr gelingen,“ sagte Vincenzo, die feinen Augenbrauen runzelnd, „ich bin sehr zufrieden mit mir . . .“

„Hast Du etwas Neues gedichtet?“

Der Maler antwortete nicht sogleich:

„Ja, gestern, auf dem Dache des Hotels Como.“

Und er rezitierte halblaut und träumerisch, mit singender Stimme:

„Den altersgrauen Fels und das öde Gestade  
Grüßt mild ein Strahl der sinkenden herbftlichen Sonne;  
Es stürzt auf die finsternen Klippen sich gierig die Welle  
Und spült die Sonne hinweg in die kalten azurenen Fluten;  
Der Blätter kupfernes Rot, die der Herbstwind vom Baume  
geschüttelt,

Glänzt hell im schäumenden Raß wie toter Vögel Gefieder,  
Der blaue Himmel blickt traurig, und finster dräuen die Wogen,  
Die Sonne nur lächelt allein und senkt sich gehorsam hernieder.“

Beide schwiegen lange, der Maler blickte gesenkten Hauptes zu Boden, während der große, schwerfällige Schlosser lächelte und sagte:

„Man kann alles schön schildern, das Beste aber ist ein schönes Wort über einen guten Menschen, ist ein Lied vom guten Menschen.“

## Kleines feuilleton.

Die Leipziger Ausstellung. Die am Sonnabend eröffnete Internationale Vaufach-Ausstellung zu Leipzig, in der die neuesten Ergebnisse des Hochbaues, Tiefbaues und Städtebaues, Technisches, Soziales und Aesthetisches, Dorf und Stadt als Kulturreinheiten gezeigt werden sollen, steht vorläufig noch, wie die Leser erfahren haben, unsernig da, und man muß sich damit begnügen, die Gesamtanlage und die Architektur der einzelnen Gebäude anzuschauen. Das reicht freilich bereits hin, um einen ganzen Tag zu füllen. Die Ausstellung ist sehr groß; sie wurde es allerdings vorwiegend durch das Hinzufügen von Dingen, die eigentlich mit dem Thema der Architektur nichts zu tun haben. Die Aus-

Stellung zählt an die vier Vergnügungsparken und leistet damit einen Reiz, der uns überlegen heißt, ob es nicht möglich wäre, Unternehmungen von so bedeutendem Wert ohne den üblichen in- zwischen aber schon langweilig gewordenen Weltausstellungsbalken aufzumachen. Es ist widersinnig, eine Propaganda für die Hygiene des Lebens fast überschüttet zu sehen durch ganze Schwärme von Kneipen.

Leipzig hat mit Dresden nicht Schritt zu halten gewußt; auch sonst ist diese Bauausstellung hinter den guten Vorbildern der deutschen Ausstellungshochkonjunktur zurückgeblieben. Das mächtige Ausstellungsgelände entbehrt einer klaren Gliederung; es fehlen ihm die Achsen, ohne die weder eine zweckmäßige, noch gar eine monumentale und festliche Architektur geleistet werden kann. Dabei wäre es leicht gewesen, das Gelände einheitlich und großzügig zu disponieren. Die Straße des 18. Oktobers, die aus der Stadt in gerader Linie auf das Völkerschlachtdenkmal führt, durchschneidet das Ausstellungsgelände. Diese Straße mit ihrem Ausblick auf die ungeheuerliche Masse des Denkmals war die gegebene Hauptachse; man mußte sie auch, zerbrach sie aber zugleich dadurch, daß man ihr eine Terrasse vorlagerte und ihr einen Pavillon sozusagen in das Herz pflanzte. So zerhackte man die monumentale Flucht und verstellte die große Perspektive. Ueber die Terrasse liehe sich schließlich noch reben, wenn sie nicht durch eine unmögliche Architektur, dadurch nämlich, daß sechs auf ihr stehende Türmchen die Silhouette des weit draußen liegenden Denkmals variieren, geradezu den freischwebenden Blick hemmen würde.

Nicht viel besser ist es um die zweite, zu der Straße des 18. Oktobers senkrecht stehende Achse bestellt. Sie gewährt zwar einen guten Endblick auf die mächtige Kuppel, die Wilhelm Kreis nach dem Vorbild des Pantheons wölbte; sie belam aber Wandungen von geradezu erschrecklicher Unruhe. Die Unruhe ist überhaupt das Schicksal dieser Ausstellung. Es wimmelt von Dächern, von Ueberschneidungen und Durchdringungen. Das gilt für die Planung, gilt auch für die Hochbauten.

Die Kuppelhalle von Kreis ist ein Betonbau; sie demonstriert, daß sich mit dem neuesten Material die ältesten Formen erbauen lassen. Es scheint zweifelhaft, ob solchlei die eingehorene Tendenz des Eisenbetons ist. Wesentlich glücklicher ist das Eisen davon gekommen. Der Berliner Architekt Bruno Taut hat aus T-Trägern ein straffes, streng gegliedertes, aus Energie kristallisiertes Octogon aufgestellt. Nicht interessant ist auch die eine aus Eisen konstruierte Maschinenhalle; gelenkig wirkt die spriehogige Holzkonstruktion der Halle für Sport. Alles übrige aber, ausgenommen einige der Restaurationsgebäude, ist teils harmlos, teils unzulänglich.

Jenseits des Ausstellungszaunes steht das Völkerschlachtdenkmal und rechts davon, eine Viertelstunde etwa entfernt, liegt die Wohnkolonie „Märchenbrunn“. Dieses ist eine recht geschickt angelegte Siedelung, die Einfamilienhäuser des mittleren Typ und in den Etagenbänken der Randbebauung auch Kleinwohnungen aufweist. Demnach sollen in einigen dieser Wohnungen Arbeitermöbel gezeigt werden; ein Ertrag unseres Berliner Vorbildes.

Robert Brenner.

### Erdfunde.

Duer durch Grönlands Eiszüste. Die Berliner Geographische Gesellschaft beging am Sonnabend ihr 85jähriges Bestehen mit einer Festigung, in der der schweizerische Meteorologe und Polarforscher Dr. Alfred de Quervain über seine im Sommer 1912 mit außerordentlichem Geschick unternommene Durchquerung Grönlands berichtete. Naniens große Grönlanddurchquerung war durch den südlichen Teil dieser größten Insel der Erde gegangen und die geplante Koch-Wagner-Expedition hatte sich Nordgrönland zwischen Upernivik und Kap Bismarck zum Ziele gesetzt. Quervain fuhr nun die Durchquerung des mittleren Teiles der Eiszüste ins Auge und zwar in westöstlicher Richtung, weil auf diese Weise die Expedition in verhältnismäßig kurzer Zeit und unter Benutzung vorhandener Schiffsrouten durchgeführt werden konnte. Von einem Fjord in der Diskobucht, aus — jetzt Quervains Havn genannt — beschloß er, in südöstlicher Richtung die Schlittentour nach Angmagalik an der Ostküste zu wagen. Angmagalik ist der einzige an der grönländischen Ostküste bewohnte Ort, der alljährlich einmal im Hochsommer von einem Schiffe angefahren wird. De Quervain mußte also diesen Ort erreichen, wenn er nicht in der unendlichen Eiszüste den Untergang finden wollte.

Am 20. Juni 1912 trat die Expedition mit einer Anzahl guter Hundegespanne die Schlittenreise an. Der erste Aufstieg auf das vereiste Hochland ging günstig; aber schon sehr bald stellten sich Hindernisse und Schwierigkeiten ein. Am vierten Tage der Reise brachen zwei der Schlitten in einen gefrorenen und überschneiten Binneneissee ein, und es kostete größte Mühe und Anstrengung, Hunde und Vorräte aus dem eiskalten Wasser zu retten. Während des Vordringens wurden täglich luftelektrische und meteorologische Ablesungen vorgenommen, selbstverständlich auch dauernd die Höhen gemessen. Im allgemeinen wurden nie weniger als 20 Kilometer am Tage zurückgelegt. Der höchste Punkt, der erreicht wurde, lag 2505 Meter über dem Meerespiegel. Die niedrigste, während der Durchquerung beobachtete Temperatur betrug — 23 Grad Celsius; dabei war es die wärmste Jahreszeit. Auf seiner im Jahre 1888 weiter südlich durchgeführten

Ueberquerung Grönlands hatte Nansen im September bereits Temperaturen bis zu 40 Grad Celsius unter Null beobachtet. De Quervain konnte ermitteln, daß die Gestalt des Inlandeises weniger einheitlich ist, als bisher vermutet wurde; auch ist die Existenz zweier Inlandeiszentren wahrscheinlich, eines im Süden, das andere im Nordosten der von de Quervain eingeschlagenen Route. Bemerkenswert ist auch, daß die erreichte größte Höhe kaum ein Drittel der ganzen Inlandeisbreite von der Ostküste entfernt ist.

Im Bereiche der Ostküste wurde eine mächtige schneebedeckte Bergkette entdeckt, ein bisher völlig unbekanntes, weit ins Innere des Inlandeises hineinreichendes Gebirgsland. Den westlichen Gipfel nannte de Quervain Frauenberg, einen anderen, 2800 Meter hohen Berg Mont Forel. Dieser ist neben der Petermannspitze der höchste Gipfel in Grönland. Dem ganzen Gebirge wurde der Name „Schweizerland“ beigelegt. Nachdem dessen Gipfel wieder langsam am Nordwesthorizont verschwunden waren, tauchten im Osten Klippenberge auf. Am 20. Juli 1912 um 2 Uhr nachts bei strahlendem Sonnenschein wurde in 840 Meter Höhe der östliche Rand des Inlandeises erreicht. Hier hatte de Quervain im Jahre vorher an genau bestimmter Stelle ein Depot errichten lassen, in dem auch Kajaks, die eigenartigen grönländischen Jellboote, niedergelegt waren. Denn um nach dem auf einer Insel gelegenen Angmagalik zu gelangen, mußte erst ein Fjord durchdrudert werden. Es ergab sich aber, daß die Karten der Gegend nicht stimmten, und es dauerte lange, bis die Forscher schließlich das Depot entdeckten. Am 30. Juli war dieses erreicht worden, und zwei Tage später gelangte de Quervain nach dem Orte Angmagalik, wo er und seine Begleiter von den Eskimos mit größtem Jubel begrüßt wurden. Bis zum 2. September mußten die Grönlanddurchquerer dort ausbarren; an diesem Tage nahm sie der kurz zuvor eingetroffene Dampfer „Godthaab“ an Bord und brachte sie nach Island, von wo sie am 29. September vorigen Jahres nach Kopenhagen zurückkehrten.

Die wissenschaftliche Ausbeute der lähnen Expedition ist sehr reichhaltig; noch sind die zahlreichen Ergebnisse nicht sämtlich bearbeitet; aber es kann schon jetzt gesagt werden, daß durch Quervains Schlittenreise die Kenntnis der eigenartigen Verhältnisse Grönlands in meteorologischer und glaciologischer Hinsicht außerordentlich gefördert worden ist. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste verlieh die Gesellschaft für Erdkunde Dr. de Quervain die Karl-Ritter-Medaille.

### Aus dem Tierleben.

Mailäferjahre. „In den Bäumen hin und her / fliegt und kriecht und trabbelt er“ — so singt Meister Wilhelm Busch lustig vom Mailäfer. Wenn die Mailäfer aber so zahlreich auftreten, wie es dieses Jahr aus dem Bezirk Potsdam gemeldet wird, wo sie zu großen Klumpen geballt an den Bäumen zusammenhängen sollen, so ist der Mailäfer gar nicht lustig, wenigstens nicht für die Forstverwaltung, der solche Mailäferjahre ganz erhebliche Kosten bereiten. Im Jahre 1904 beispielsweise mußten die preussischen Staatsforsten über 32 000 M. für das Einsammeln und Vernichten von etwa 123 000 Litern Mailäfern aufwenden.

Die sogenannten Mailäferjahre wiederholen sich in bestimmten Zeitabständen. In einem großen Teile Deutschlands, nördlich vom Main und östlich von der Weser, erscheint der vollendet entwickelte Käfer massenweise in den Schaltjahren. In den westlichen und südlichen Teilen Deutschlands und Europas überhaupt ist die Mailäferperiode aber dreijährig und es gibt für verschiedene Bezirke auch verschiedene Flugjahre. Den Unterschied erklären die meisten Zoologen als Anpassungserscheinung an das Klima; die Frage aber, warum es Flugjahre mit massenhaftem Auftreten der Mailäfer gibt, ist noch nicht endgültig geklärt. Wie kam es, daß in der Vergangenheit einmal eine so starke Mailäfergeneration auftreten konnte? Dank einem milden Winter können die Mailäfer auch einmal außerhalb des eigentlichen Flugjahres — z. B. 1891 in Mittel- und Norddeutschland — massenhaft auftreten, jedoch knüpfte sich an diese Erscheinung keine neue Periode von Mailäferjahren.

In den ärgsten Mailäferjahren übertrifft die Menge der Tiere alle Vorstellungen. Im Kreisbezirk Leipzig sammelte man 1864 beinahe 400 Millionen Mailäfer und vier Jahre darauf wurden in der ganzen Provinz Sachsen 30 000 Zentner Mailäfer eingesammelt! Nun wiegt ein einzelner Mailäfer etwas weniger als ein Gramm. In der Provinz Sachsen sind demnach im genannten Jahre 1 1/2 Milliarden Mailäfer zur Strecke gebracht worden! Diese Zahl entspricht etwa der menschlichen Bevölkerung der Erde. Wäre man damals nicht tatkräftig vorgegangen, so wären die Folgen unabsehbar gewesen: jedes Mailäferweibchen legt etwa 80 Eier, und wenn man annimmt, die Hälfte der vernichteten Mailäfer seien Weibchen gewesen und nur der vierte Teil hätte die Entwicklung bis zum Mailäfer vollendet, so hätte man im nächsten Flugjahre die stattliche Menge von 15 Milliarden Mailäfern in der Provinz Sachsen gehabt.

Am einzelnen Orten treten die Mailäfer zuweilen so zahlreich auf, daß sie den Verkehr lähmen können. Ein durchaus glaubwürdiger Bericht aus dem Jahre 1892 erzählt, daß am 16. Mai morgens um 9 Uhr die Straße von Courmayeur nach Gisors mit einer solchen Menge von Mailäfern erfüllt war, daß der Postwagen nicht hindurch konnte.